



Ekkehard Nuisl (Hrsg.)

ZAHLENWERKE

Die Olympischen Spiele sind vorüber. Noch schwirren alle diese Zahlen durch den Raum: Weiten, Längen, Stunden, Minuten, Sekunden, Gewichte, Höhen, Größen. Und dort, wo das Numerische nicht auf der Hand liegt, wird es kurzerhand hinein operationalisiert: Punkte, Noten, Werte. So erscheinen schließlich Dressurreiten und Synchronschwimmen so objektiv messbar zu sein wie der Wettlauf oder der Weitsprung – Hauptsache, die Dinge lassen sich auf Zahlen reduzieren, die den Anschein der Objektivität erzeugen.

Auch in der Bildung greift sie immer mehr um sich, die Sucht und Sehnsucht nach Zahlen, nach »Benchmarks«, nach Orientierungsdaten. Was interessieren schon Fragen und Probleme, wenn man etwas messen kann. Der »empirische« Beleg wird immer öfter gleichgesetzt mit quantitativen Größen: mit Zahlen, Statistiken, Daten. Gewiss, es hat eine größere Schlagkraft, mit Prozentzahlen auf das Problem der Bildungsbenachteiligung hinzuweisen als mit Problemstudien über Biographien, Zugänge oder Motivationsstrukturen. Die politische Qualität der Messbarkeit ist unübersehbar. Man muss aber immer häufiger darauf hinweisen, dass Versuche, Zahlen zu verbessern, sich um die Sache kümmern müssen, die ihnen zugrunde liegt.

Aber was genau ist die Sache? Nur zu oft reduzieren Zahlen komplexe Sachverhalte auf wenige Äußerlichkeiten. Diese sind dann zwar präzise und quantitativ benennbar, aber vielleicht gar nicht die Hauptsache. Nehmen wir die Ergebnisse bei der Vergabe von Bildungsschecks in Nordrhein-Westfalen: Hier partizipierten 5,5 Prozent der Beschäftigten in kleinen und mittleren Unternehmen (vgl. S. 12), ein wenig mehr als im Bildungsurlaub. Die Botschaft dahinter lautet: Die »Weiterbildungsungewohnten« wurden, wie auch dort, nicht im erwünschten Maß erreicht.

Komplizierter ist dies bei den unterschiedlichen Entwicklungen der betrieblichen Weiterbildung in den drei Weiterbildungsregionen in Europa, Ost-, Süd- sowie Nord/West-Europa – übrigens eine Differenzierung, die auch historische, kulturelle, ökonomische und soziale Dimensionen hat. Es sieht so aus, als würden sich die Angebots- und Beteiligungsstrukturen annähern (S. 8 f.). Aber diese Zahlen können auch täuschen, es könnte um ganz andere Inhalte, Teilnehmende und betriebliche Gegebenheiten gehen. Vielleicht spiegeln sich darin verlagerte Betriebe, verschobene Arbeitsmärkte und Ungleichzeitigkeiten wider.

Auch die eher kargen Angaben zur Weiterbildung im kürzlich erschienenen Bildungsbericht (vgl. S. 6) bestätigen: Es wird ein schweres Stück Arbeit bildungspolitischer und pädagogischer Art, die von der Bundesregierung angezielten magischen 50 Prozent Teilnahme an Weiterbildung in den nächsten sieben Jahren zu Wege zu bringen. Die Quantitäten, auch die relativen, verdeutlichen zwar immer nur – und nicht immer die wichtigsten – Details, aber sie haben etwas Unerbittliches: einmal eingeführt und akzeptiert, gewinnen sie eine Eigendynamik. Das hat einen interessanten Nebeneffekt: Auch die Evaluation scheint an Objektivität zu gewinnen.

Wir werden damit leben müssen – auch damit, dass ein so kompliziertes Gebilde wie die Europäische Union nicht ohne Ordnungszahlen auskommt, die Unterschiedliches vergleichbar machen, wie etwa die acht Stufen des Europäischen Qualifikationsrahmens, dem sich unser Schwerpunktthema widmet (S. 20–42). Sie sind hilfreich, wenn es um Orientierung geht, um ein *tertium datur*, das Gemeinsamkeiten auffindbar macht, die außerhalb der jeweiligen Systeme liegen. Aber sie werden Grundlage sein weiterer Zahlenwerke, die die national erreichten statistischen Durchschnitts-Qualifikationsniveaus vergleichen werden. Auch hier wird es wieder Benchmarks geben. Das ist solange gut, wie es der erhöhten und verbesserten Bildung der Menschen dient. Es wird problematisch, wenn es zur Ideologie des Wachstums wird; es kann niemals genug gute Bildung für die Menschen geben, aber »gute« Bildung ist Bestandteil der »Ökonomie des Genug«, wie es (S. 7) von Seiten der evangelischen Erwachsenenbildung betont wird.